**Manuskripthinweise NDR Info Hintergrund**

**- Unkorrigiertes Manuskript –**

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

**Give me an A! – Musik ist groß an Amerikas Schulen**

Sendung: 5.6.2023

Eine Schul-Aula im Osten von Las Vegas, Nevada. Der Probenraum einer High School in Raeford, North Carolina. Ein fensterloser Keller nicht weit entfernt vom Kapitol in Washington, DC. Die Turnhalle der Virginia State University in Petersburg, Virginia.

Die Schulen und Unis der USA sind voller Musik. Millionen Kinder, Teenager und junge Erwachsene lernen im Musikunterricht ein Instrument, spielen in einer Band oder einem Orchester, hängen Stunde um Stunde in ihrer Freizeit dran, um so richtig gut zu werden – in Marching Bands, Mariachi Bands und modernen Orchestern, angeleitet von begeisterten Lehrerinnen und Lehrern. Musik macht schlau, sagen sie, und sie eröffnet Chancen, die manche Kids in den USA sonst nicht bekämen

Ein Freitagabend im Mai am östlichen Rand der Wüstenstadt Las Vegas. Langsam füllt sich in der Las Vegas High School die große Schulaula. Familien mit kleinen Kindern und Großeltern, herausgeputzte Teenager, junge und ältere Paare schieben sich durch die Reihen, lassen sich auf den Klappsesseln nieder und begrüßen sich untereinander, viele auf Spanisch. Die Aula wirkt ein bisschen abgenutzt mit ihrem grauen Teppichboden und ihrer kargen Bühne. Die Glitzerwelt der Casinos von Las Vegas könnte weiter weg nicht sein. Aber egal, denn das was nun kommt, ist ein echtes Juwel.

 „Und nun, von den Emmys, den Grammys und dem Präsidenten gewürdigt. Willkommen! Mariachi Joya von der Las Vegas High School!“

Auf der Bühne legen zwanzig junge Männer und Frauen los, kerzengrade in ihren leuchtend roten Folklore-Uniformen unter gewaltigen Sombreros.

 „Viva las Vegas“ schmettern sie, präzise, sauber, mitreißend, und begleiten sich dazu mit Geigen, Trompeten, Harfe und Gitarren. Eine Vihuela ist zu sehen, eine kleine, fünfsaitige Gitarre und große bauchige Bassgitarren, die Guitarróns, typische Instrumente für mexikanische Mariachi.

In ihren Uniformen wirken sie älter, aber tatsächlich sind das alles Teenager und junge Erwachsene, die da, angefeuert von ihren Familien, die beliebte Musik feiern. „Mariachi Joya“ ist die wohl beste Mariachi-Schüler-Band der USA. Sie hat viele Preise gewonnen und schon für den Präsidenten gespielt.

Ja, Joya sei ein ziemlich bekannter Name in der Mariachi-Welt, das mache sie stolz.

Stephen Blanco ist der Mariachi-Direktor an der Las Vegas High School. Mit seinen 26 Jahren, seinen gegelten Strubbelhaaren, Shorts und Schlabber-T-Shirt könnte man ihn für einen Schüler halten - wenn nicht sofort klar wäre, dass dieser junge Mann einen Plan hat.

„Wir arbeiten intelligent und hart. Jede Minute, alles, was ich sage und tue, hat eine Absicht. Jede Bewegung auf der Bühne ist gewollt. Und so versuchen wir, an jedem Tag zu handeln“.

Blancos Großeltern stammen aus Mexiko. Von dort kommt die volkstümliche Musik. Wobei Mariachi in seiner ursprünglichen Bedeutung gar keine Musikrichtung ist, sondern eine Musikgruppe mit bestimmten Instrumenten bezeichnet.

Stephen Blanco hatte damit zunächst nur wenig zu tun - bis er mit 21, frisch von der Uni an die Las Vegas High School kam und die Herausforderung annahm, eine Mariachi-Abteilung zu gründen. „Das war für mich der Ruf, meine Wurzeln wieder zu finden und diese wunderbare Kultur zu verbreiten“.

In nur wenigen Jahren hat Blanco mehrere Mariachi-Gruppen aufgebaut, aus dem Nichts, wie er sagt. Einsteiger, Fortgeschrittene und als Flagschiff „Joya“. 220 Schüler unterrichtet er täglich, im Klassenzimmer, in Einzelkursen und nach der Schule.

Hector Aguilar, zwölfte Klasse, spielt Harfe bei „Joya“. Der strahlend freundliche, schmale junge Mann mit der lackschwarzen Haartolle hat mexikanische Wurzeln. Einwandererfamilien wie seine haben ihre Liebe zur Mariachi-Musik in die USA gebracht. Was er daran mag?

*„*Ich mag es, wie immer Geschichten erzählt werden. Es gibt langsame und schnelle Lieder. Aber jeder Song erzählt Geschichten, manchmal über Liebe, aber da gibt es auch dieses Lied über einen Hund, den „Son del Perro“.

Gitarre spielen hatte Hector in der Schule schon gelernt. Dann, in nur zwei Jahren, eroberte er sich die Mariachi-Harfe. Nun wirken die beiden, als hätten sie sich gesucht und gefunden. Und Hector gehört zu den Stars von Mariachi Joya.

Jared Medina Pasqua ist studentischer Leiter von Joya. Der groß gewachsene Elftklässler sieht toll aus in seiner roten Uniform: ein kurzes rotes Jäckchen mit weißen Stickereien, eine eng geschnittene bestickte Hose mit Tressen, rote Lackstiefel.

Er gibt die Einsätze auf der Bühne, er steht in der ersten Reihe, er spielt Geige und singt. Klar sind das viele Stunden Proben nach der Schule, aber das ist nötig, sagt er.

Niemand, sagt Jared, sollte Angst davor haben, Musik zu machen: „Ich bin ziemlich sicher, dass Musik ein Ventil für die meisten Leute ist, die mit ihrer psychischen Gesundheit oder ähnlichem kämpfen. Mit Musik kann man sich ablenken. Und vielleicht sogar einen Beruf finden“.

Jareds Vater José ist Haustechniker in einem der großen Hotels in Vegas. Man sieht ihm an, dass er hart arbeitet. Mariachi, erzählt er abends nach dem Konzert, hat seinen Sohn gerettet: „Mein Sohn war so einer, der spielte den ganzen Tag Games. Das Mariachi-Programm hat seine Persönlichkeit verändert. Er hat nur noch die besten Noten“.

Musiklehrer Stephen Blanco bestätigt das. Musik macht schlau, sagt er, und am Ende des Schuljahres will er die Daten vorlegen: „Diese Gruppe von Schülerinnen und Schüler hatten einen Schnitt von 2,7, bevor sie zu Joya kamen. Jetzt haben sie einen Schnitt von 3,3“.

An US-Schulen wird der Durchschnitt in Punkten gemessen, von 0,0 bis 4,0 als Bestnote. Stephen Blancos Schüler haben sich also deutlich verbessert.

Scott Sheehan ist da skeptisch, obwohl er als Präsident der nationalen Musiklehrervereinigung, kurz NAfME, fest an die Kraft der Musik glaubt: „Wir schauen uns die Hirnforschung an, um zu sehen, wie das Hirn beim Musikmachen beteiligt ist, und man kann ganz bestimmt eine erhöhte Netzwerktätigkeit feststellen. Aber macht das Leute schlauer? Das kann ich nicht mit irgendeiner Autorität sagen“.

Das Spielen in der Band kann Schüler allerdings buchstäblich retten, das hat Sheehan schon erlebt. Es könne der Grund für sie sein, überhaupt zur Schule zu gehen und Dinge in sich zu entdecken, die sie nicht für möglich hielten.

Ja, aber: „Hier in den USA gibt es so viele Orte, wo die Musik blüht, aber leider gibt es so viele andere, wo der Musikunterricht nicht blüht - aus Mangel an Ausrüstung, an Instrumenten“, sagt Chiho Feindler von der Stiftung Save the Music, also „Rettet die Musik“. „Aktuelle Daten zeigen, dass ungefähr 4 Millionen Schülerinnen und Schüler keinen Musikunterricht haben“.

Zwei Dinge stehen dem Musikunterricht oft im Weg. Zum einen die Finanzierung der Schulen: Ein großer Teil ihrer Budgets kommt aus lokalen Steuern, meistens aus der Grundsteuer. In ärmeren Gegenden, wo die Grundstücke und Häuser nicht viel wert sind, fehlt es entsprechend auch den Schulen an Geld.

„Die örtliche Gemeinde oder die Schulleitung muss entscheiden, was für die Schüler am besten ist. Und manchmal entscheiden sie sich für ein neues Mathe-Buch und gegen einen neuen Musikkurs“, sagt Scott Sheehan von der Musiklehrervereinigung.

US-Schulen sind auf standardisierte Tests fixiert, mit denen die Leistungen der Schüler, aber auch der Schule gemessen werden. Sind die Mathe-Ergebnisse zu schlecht, muss die Schule nachsteuern, Bücher kaufen, Lehrer einstellen - womöglich auf Kosten des Musikunterrichtes.

„Das System ist es, das die Möglichkeiten und Erfahrungen der Schüler einschränkt. Es sind weniger die Eltern oder der Schulbezirk. Sie werden durch das Steuersystem“.

Organisationen wie die Stiftung Save the Music versuchen, die Lücke zu füllen und Schulen und Kinder mit Instrumenten auszustatten. Save the Music allein hat an über 2000 Schulen den Musikunterricht wiederbelebt, in großen Städten genauso wie ländlichen Gemeinden.

Gerade noch war es abendlich besinnlich in Capitol Hill, einem Stadtviertel von Washington, DC. Nun versteht man sein eigenes Wort nicht mehr. Etwa 50 Teenager marschieren in Formation durch die friedlichen Wohnstraßen mit ihren über hundert Jahre alten Reihenhäusern. An der Spitze schwenken die Blechbläser ihre Instrumente, hinten geben die Trommeln, Pauken und Becken den Takt an. Die Autofahrer halten geduldig an, die Nachbarn holen die Handis raus und filmen. Die „Blue & White Marching Machine“, die blau-weiße Marching Band der Eastern High School ist immer ein Ereignis.

„Das sind Kinder aus der Nachbarschaft“, sagt Phil mit einem Glas in der Hand von einer Terrasse herunter, „wir sehen sie gerne und unterstützen sie und wir mögen Musik“. „Gut gemacht“, ruft Tom, der mit Enkelsohn Tommy und Hund an einer Kreuzung steht. „Normalerweise kommen sie ein oder zweimal in der Woche vorbei“, sagt er. Tommy, der Enkel, will später auch Musik machen, Saxophon, gute Wahl.

Das hätte James Perry sicher gern gehört. James Perry ist der Band-Direktor der High School, 42, ein schlaksiger Afroamerikaner mit sehr viel Geduld und Ausdauer. Diese Paraden durch die Nachbarschaft, hat er seinen Kids eingerichtet, sind das Schaufenster der Band und der Schule, und sie müssen makellos sein: „Das Capitol Hill-Viertel, das sind fast unsere Eltern. Sie kümmern sich gut um uns. Wir haben eine liebevolle Beziehung. Wir unterstützen so viele Veranstaltungen wie möglich, weil sie uns unterstützen. Diese Beziehung ist wichtig“, erzählt Perry in seinem winzigen Büro, während sich nebenan im Probenraum die Kids warmspielen.

Marching Bands haben an den Schulen und Hochschulen der USA eine lange Tradition, die ursprünglich aus dem Militär kommt. Die Bands sind vor allem beim Football präsent: Kein Spiel einer College- oder High-School Mannschaft ohne musikalische Begleitung, in der Halbzeitpause oder vom Spielfeldrand, auch an der Eastern High School. „Das Team wird mit Songs angefeuert, damit es energiegeladen und motiviert bleibt“, sagt Perry. Rechnet man die vielen Paraden dazu, bei den die Band mitmarschiert, die Proben, oft schon vor Schulbeginn, dann bedeutet das viele, viele lange Tage für die Kids. Aber für Toraya aus der Rhythmusgruppe ist es das wert: „Ich mag all die Freundschaften, die wir schließen. Ich kann hier ich selbst sein. Die Band ist eine große Familie, das brauchst du ja in deinem Leben“.

Die Eastern High School wurde vor über hundert Jahren als Schule für Weiße gegründet. Doch als der Oberste Gerichtshof in den 50er Jahren die Schultrennung nach Hautfarbe aufhob, veränderte sich Eastern High innerhalb kurzer Zeit - von rein weiß zu rein schwarz. Bis heute ist die übergroße Mehrheit der Kids schwarz und viele stammen aus einkommensschwachen Familien.

„Das ist ihre Zuflucht, hierher können sie kommen, hier sie haben keine Sorgen, sie können einfach Kinder sein und kreativ sein“.

Kreativ muss vor allem Perry sein, weil die Band kein Geld von der Schule bekommt. Umso wichtiger dieser Abend im Mai, für den die Kids dunkelblaue Sweatpants, Hoodies und Kappen angezogen habe, alles mit dem Band-Logo bedruckt. Sie werden beim Gartenfest der Nachbarschaftsstiftung Capitol Hill Community Foundation erwartet.

„Wir unterstützen die Band seit etwa fünf Jahren. Wir haben herausgefunden, dass diese Band eine der letzten beiden High School Bands in DC ist“, sagt Marc Weinheimer, der Vorsitzende des Wohltätigkeitsausschusses. Die Band sei gut für die Gemeinschaft und sie sei gut für die Kinder, weil Bandmitglieder zur Uni gehen und Stipendien bekommen, sagt er. Gerade erst hat die Stiftung 20.000 Dollar für neue Instrumente gegeben.

Ein warmer Regen hat sich voriges Jahr über die Band ergossen - nach einem herzwärmemden Artikel in der Washington Post. Leserinnen und Leser aus aller Welt spendeten über 200.000 Dollar. Dafür kaufte James Perry erstmal einen Satz neuer Uniformen. Aber, seufzt er, es hört ja nicht auf, dauernd geht etwas kaputt. So schnell das Geld rein kommt, so schnell ist es wieder aufgebraucht.

Was auch schnell kommt und geht, sind die Schüler. Jedes Jahr muss die Band nachbesetzt werden, weil Mitglieder mit der Schule fertig sind und abgehen. Aber auf das nächste Schuljahr freut sich Perry: „Das ist wirklich ein gutes Jahr. Wir verlieren nur vier Schüler. Das ist toll, denn das bedeutet, dass wir den starken Kern behalten. Wir werden eine ziemlich gute Band nächstes Jahr sein“.

Ein Dienstagnachmittag in Raeford, North Carolina. Die meisten Kids der Hoke County High School sind schon nach Hause gegangen. Doch im Probenraum machen einige mit ihren Klarinetten gerade eine schwierige Phase durch. Unerbittlich knattert das Metronom, während vier Schülerinnen und Schüler sich durch Triolen und Synkopen arbeiten, mal gegeneinander mal miteinander.

Ganz schön anspruchsvoll, was die Teenager da spielen. Ein Stück des amerikanischen Komposition John Mackey, moderne Musik, erst wenige Jahre alt. Geduldig warten die anderen Mitglieder des Bläserensembles, bis sie wieder dran sind.

Rund 40 Kids mit ihren Notenständern drängen sich im Probenraum. Flöten, Saxophone, Klarinetten, Hörner, Tubas und im Hintergrund die Percussion-Gruppe. Die Luft wird langsam stickig, das Schuljahr war lang, aber niemand wird zappelig. Sie sei im Prinzip jeden Tag hier, sagt Piper, eine Saxophonistin stellvertretend für alle, das sei ihr Leben, die Band.

Als er hierhergekommen sei, habe es all das nicht gegeben, sagt Devon Pickett, der Band-Direktor der Hoke County High School, und sieht sich im Probenraum um. Es gab ein paar zerbeulte Sousaphone, eine Art Tuba, aber nichts von den Schlaginstrumenten, die jetzt im Hintergrund stehen, sagt er. Raeford ist eine Stadt, in der jeder vierte Mensch in Armut lebt. Entsprechend hat auch die Schule nicht viel Geld.

Pickett, heute 35 Jahre alt, ein schlanker, bärtiger Afroamerikaner, ging Klinken putzen und schaffte es, einige Instrumentenbauer als Sponsoren zu gewinnen. Nun bekommt er großzügig Rabatt. Das heißt, ein Satz an Trommeln kostet ihn nicht mehr 50.000, sondern nur noch 22.000 Dollar. Und so hat das Konzertensemble fast nur noch brandneue Instrumente.

Sozialarbeiter ist die andere wichtige Funktion des Bandleaders: „Viele meiner früheren Schüler waren Söhne und Neffen von Vätern und Onkeln, die im Gefängnis sitzen oder mit Kriminalität oder Drogen leben wollen. Viele Schüler glaubten, das müsse so sein.“

Manche Schüler wurden von Bewährungshelfern zur Probe der Marching Band begleitet. Das ist heute besser. Pickett weiß, wie er mit den Jungen sprechen muss. Er selbst sei ein, wie er sagt, „knucklehead“ gewesen, ein Idiot, der seine Stipendien für die Uni verloren habe, weil er sich geprügelt hatte.

Ins Bläserensemble lässt er nur die Elite seiner Schülerinnen und Schüler, die fleißigen, disziplinierten, integren. „Es ist immer eine Frage der Disziplin. Unser Fundament ist die Disziplin. Wir stützten uns aufeinander und vertrauen einander“, sagt Kirstin Carter-Jackson, die neben Horn noch eine Vielzahl anderer Instrumente spielt. Das Gemeinschaftsgefühl in der Band, der Schule und der Stadt Raeford sei unglaublich, auch wenn nicht viel Geld da sein.

Das Bläserensemble ist so gut, dass der Komponist Katahj Copley angefragt hat, ob es nicht eines seiner Stücke uraufführen möchte. Sehr ungewöhnlich, normalerweise ist das etwas für sehr viel größere Schulen oder Unis. Aber, sagt Pickett, die Musikalität dieses Ensembles sei die beste, die er je erlebt habe.

Für die Kids macht sich der Einsatz bezahlt: Wenn sie zur Uni gehen, können sie damit rechnen, dort in einer Band zu spielen und dafür ein Stipendium zu erhalten.

Ein Samstag im Mai, Schnuppertag an der Virginia State Universität in Petersburg, Virginia. Hunderte junger High School-Musiker lassen die Turnhalle der Uni beben. Zwei Dutzend Sousaphone, Trompeten, Posaunen, Saxophone, Klarinetten und Flöten, und im Hintergrund eine hundertarmige Percussion-Einheit. Irgendwo im Getümmel auch Kirstin Carter-Jackson aus Raeford, North Carolina, eine von vielen, die hier ihre Zukunft sehen. „Sie habe tonnenweise Angebote anderer Unis bekommen, und dafür sei sie dankbar, aber sie wolle Teil der Möglichkeiten hier sein“.

Zum Schuljahresende hat die "Trojan Explosion", so heißt die Marching Band der Virginia State Universität, Mitglieder von High School Bands nach Petersburg eingeladen. Einen Tag lang proben die Kids nun mit den Großen und testen sich aus. Band-Direktor Taylor Whitehead wiederum rekrutiert so seinen Nachwuchs und hat auch was zu bieten: Stipendien. Ganz wichtig in Virginia: „Viele unsere Studenten kommen aus benachteiligten Gegenden, aus armen Gegenden und das gibt ihnen die Möglichkeit, da rauszukommen“.

Ohne die Band könnten sie womöglich gar nicht studieren. Virginia State wurde Ende des 19. Jahrhunderts als Uni für Afro-Amerikaner gegründet, und bis heute sind 90 Prozent der Studierenden schwarz. Auch Direktor Whitehead findet, dass die Kids in einer Band fürs Leben lernen. „Sie lernen Zusammenarbeit, Hingabe, Engagement, Kommunikation und Führung. Das sind alles Fähigkeiten, die ihnen in ihrem Leben helfen werden“.

Den ganzen Tag lang wird geprobt. Die Trommeln müssen nach draußen, schon wegen der Lautstärke. Zum großen Finale kommen alle zusammen zurück in die Turnhalle. Strahlende erhitzte Gesichter überall.

Musik macht glücklich und hilft durchs Leben. Die Schule verliert ihren Schrecken, die Noten werden besser, egal ob Marching Band, Orchester oder Mariachi Ensemble. Auch wenn es keine wissenschaftlichen Beweise gibt: Was Schülerinnen und Schüler, Bandleader, Eltern und Experten in Las Vegas, Nevada, in Raeford, North Carolina, und Petersbirg Virginia erzählen, macht neugierig und ein bisschen neidisch. Soviel Musik! Warum nicht auch bei uns in Deutschland?